

Braunschweigische
Wissenschaftliche Gesellschaft

Jahrbuch 2015

Sonderdruck
Seiten 292–298



J. CRAMER Verlag • Braunschweig
2016

Laudatio zur Verleihung der Carl-Friedrich-Gauß-Medaille der Braunschweigischen Wissenschaftlichen Gesellschaft an Prof. Dr. phil. Dr. phil. h.c. Johannes Fried

PROF. DR. PHIL. THOMAS VOGTHERR

Historisches Seminar der Universität Osnabrück
Schloßstraße 8, D-49069 Osnabrück, E-Mail: thomas@vogtherr.de

Verleihungen wissenschaftlicher Auszeichnungen werden im kleinen Kreise hinter verschlossenen Türen vorbereitet. Und es ist gut und richtig, dass von dem, was dort besprochen wird, nur wenig an die Öffentlichkeit und noch weniger zu denen dringt, deren Namen dort diskutiert wurden. Die Verleihung wird dann von einem Gremium beschlossen, das sich in unterschiedlich weit entwickeltem Vertrauen dem Vorschlag anschließen kann, ihn möglicherweise ablehnt oder gar einen eigenen Vorschlag an dessen Stelle setzt. Und schließlich wird vom Präsidenten der Gesellschaft beim vorgesehenen Preisträger zunächst diskret angefragt, ob er denn gewillt sei, den Preis auch anzunehmen. Das alles sind Schritte, die sich in streng geregelten Formen vollziehen, aber eben vertraulich bleiben oder es jedenfalls sollten.

Wenn dann die Öffentlichkeit davon unterrichtet wird, wenn Einladungen zur Feier gedruckt werden, eine Verleihungsurkunde verfertigt und eine Medaille geprägt, dann gibt es für die verleihende Institution kein Zurück mehr. Dann setzt die Phase ein, in der spätestens zu überlegen ist, wie man einer interessierten, womöglich aber auf dem Gebiet des Preisträgers nicht sonderlich kenntnisreichen Öffentlichkeit die Verleihung des Preises denn plausibel machen könne. Was unter Wissenschaftlern unumstritten sein mag, ja geradezu auf der Hand liegen könnte, das muss einem weiteren Auditorium erst einmal als einleuchtend vor Augen geführt werden.

Im Falle unseres diesjährigen Preisträgers, des emeritierten Professors für Mittelalterliche Geschichte an der Goethe-Universität Frankfurt am Main Johannes Fried, könnte man es sich einfach machen und schlicht sagen: Die Braunschweigische Wissenschaftliche Gesellschaft zeichnet den Biographen Karls des Großen aus. Als solcher ist er im vergangenen Jahr, dem Gedenkjahr des 1200. Todestages des Kaisers, in aller Munde gewesen. Schon das würde als Argument für eine solche Preisverleihung in den Augen der Vielen wohl ausreichen, aber es wäre zu kurz gegriffen, viel zu kurz. Zumal in Fachkreisen würde man sich angesichts

einer solchen, eindimensionalen Begründung fragen, ob denn die vielfältigen anderen Arbeiten nicht auch irgendeine, wenigstens ergänzende Rolle bei der Preisverleihung gespielt hätten. Zur Beruhigung aller: Wenn die Braunschweigische Wissenschaftliche Gesellschaft einen Geisteswissenschaftler auszeichnet, ist das nicht etwa ein Preis für ein Buch, ein Thema, eine These, sondern eine Auszeichnung für den Forschenden und sein Werk insgesamt. Deswegen ist es die Aufgabe einer Laudatio, den Preisträger und sein Oeuvre vorzustellen, die Besonderheiten beider, der Person und der wissenschaftlichen Arbeiten, zu betonen, ihn innerhalb seiner wissenschaftlichen Zunft als das Besondere hervorzuheben, das zu sein man von einem Medallienträger füglich erwarten darf, und dies vor einem Auditorium, in dem – der Tradition der Braunschweiger Wissenschaftlichen Gesellschaft entsprechend – Naturwissenschaftler und Ingenieurwissenschaftler den Ton angeben.

Johannes Fried, gebürtiger Hamburger des Jahrganges 1942, besuchte in Heidelberg die Schule und später, von 1964 bis 1970 auch die Universität. Dass er sein Studium der Geschichte, der Germanistik und der Politikwissenschaft in acht Semestern abschloss und zwei Jahre später promoviert wurde, sollte man als Beispiel im Gedächtnis behalten, um es denen vorzuhalten, die heutzutage immer wieder von einer Verkürzung der Studienzeiten reden, es gleichzeitig aber den Universitäten mit zehn Semestern Mindeststudiendauer bis zum Master auferlegt haben, die Studierenden pflichtmäßig länger bei sich zu behalten, als es früher jemals vorgeschrieben war.

Warum diese Bemerkung an dieser Stelle? Auch deswegen, weil der 28-jährig Promovierte über „Die Entstehung des Juristenstandes im 12. Jahrhundert“ gearbeitet hatte und als Beispiele dafür – natürlich – Bologna und Modena herangezogen hatte. Der Doktorvater war Peter Classen, einer der wohl bedeutendsten deutschsprachigen Geisteshistoriker nach dem Zweiten Weltkrieg, 1980 weit vor der Zeit 56-jährig verstorben, immer auf der Suche nach den Ursprüngen von Bildungsinstitutionen wie der Universität und auf der Spur ihrer frühen Vertreter, vor allem unter den Juristen. Hier mag Johannes Fried das Unbehagen gelernt haben vor einer Mittelalterforschung, die sich auf die Verfassungsgeschichte beschränkte, den Blick kaum über das spätere Deutschland hinaus wagte und deren Vertreter sich zeit ihres Lebens mit immer nur e i n e m Thema beschäftigten. Denn das, um vorzugreifen, ist unserem Preisträger eigen: die ungemeine Vielfalt der Themen, denen er sich zuwandte und zuwendet, die offensichtliche Grenzenlosigkeit seines wissenschaftlichen Interesses, die tägliche Neugierde auf das, was hinter der nächsten Ecke noch unsichtbar auf den Wanderer durch dieses Mittelalter wartet, darauf wartet, zum Gegenstand gemacht zu werden.

Johannes Fried habilitierte sich mit 35 Jahren, damals Assistent bei Classen, mit einer Arbeit auf der Grenze zwischen Politik- und Kirchengeschichte, Rechtsgeschichte und Urkundenforschung: „Der päpstliche Schutz für Laienfürsten“.

Auch hier sei eine aktuelle Randbemerkung gestattet: Angesichts eines Durchschnittsalters für Habilitationen in den Geisteswissenschaften von deutlich über 40 Lebensjahren gibt es zwar auch heute noch 35jährige Habilitierte, aber die Qualifikationsdauern sind angestiegen, nicht immer zum Nutzen der Betroffenen oder der Wissenschaft. Denn Frieds Dissertation und ebenso seine Habilitation sind bis heute, 40 bzw. 35 Jahre nach ihrer Publikation, Referenzwerke geblieben, und das trotz der damals geradezu unanständigen Jugend ihres Verfassers.

Nach einem kurzen Zwischenspiel in Köln lehrte Johannes Fried dann von 1983 bis 2009 als Professor für mittelalterliche Geschichte an der Universität zu Frankfurt am Main, ein Ausmaß an Beständigkeit, das nicht nur durch Frankfurts Nähe zu Heidelberg wird erklärt werden können, sondern auch durch die intellektuell ungemein anregende Atmosphäre dieser Universität, in die Fried hineinkam und die er prägen sollte wie kaum ein anderer Geisteswissenschaftler dort in diesen Jahrzehnten.

Anständigerweise würde nun ein Cursus honorum zu schildern sein. Sein Bestandteil wäre die Nennung akademischer Ämter, die Ablehnung von Rufen nach auswärts – im Falle Frieds immerhin erste Adressen mit Heidelberg und Konstanz –, die Mitgliedschaft in gelehrten Gesellschaften – zu nennen wären in alphabetischer Reihenfolge die Akademien in Budapest, Göttingen, Mainz, München, Prag, Wien – und so vieles andere mehr. Es dürfte wenige Institutionen von Rang und Gremien von Einfluss geben, denen Johannes Fried nicht angehörte oder angehört, vorstand oder denen er seinen Sachverstand lieh. Nur zwei Zeitschriften seien wenigstens benannt, deren Herausgeber Fried war bzw. ist: das Flaggschiff unserer Zunft überhaupt, die 1859 gegründete „Historische Zeitschrift“, verantwortet er seit 1990 als Mitherausgeber, und das international hoch angesehene wie in Deutschland selber konkurrenzlose „Deutsche Archiv für Erforschung des Mittelalters“ hat er von 1994 bis 2012 gemeinsam mit anderen herausgegeben.

Ein klassischer Fall von Ämterhäufung also? Das wäre zu vermuten, vor allem dann, wenn diese Liste auch nur annähernd vollständig gewesen wäre und Beschäftigungen wie die eines Vorsitzenden des Deutschen Historikerverbandes 1996–2000 ebenfalls enthalten hätte.

Worauf aber beruht solche unstrittig zu konstatierende Vielfalt von Ämtern und Aufgaben? Aus der Sachkennerschaft, aus dem Gefragtsein, aus der sicheren Annahme der Fragenden, dass der Gefragte in seiner Tätigkeit für sie und ihre Institution nützlich sein werde, kurz: aus der Expertise nicht nur in der Wissenschaft selber, sondern auch in deren Management. So jemand wird dann entweder Universitätspräsident oder – wie Fried – Sprecher eines Sonderforschungsbereiches der DFG, Veranstalter von Tagungen, deren Tagungsbände im Unterschied zu manch anderen bis heute den Rang von Standardwerken besitzen, und Wissenschaftshistoriker, der sich – quasi nebenbei – mit dem Leben und Wirken des bedeutenden deutschen Mittelalterhistorikers Ernst Kantorowicz beschäftigt, der

durch die Nationalsozialisten aus dem Beruf und aus seinem Land vertrieben wurde, bevor er in den USA eine bedeutende Wirkung als schulbildender Mediävist entfalten sollte.

Kein Cursus honorum also soll folgen, sondern der Blick auf die so ungemein diversifizierten Gegenstände des Friedschen Erkenntnisdranges. Studierende einer meiner Übungen zu einem der Werke Frieds fragten mich einigermaßen entnervt, ob das denn immer derselbe sei, dem sie da in den Bibliothekskatalogen begegneten; bei anderen wisse man relativ schnell, worüber „die so arbeiteten“, aber hier habe man das Gefühl, das seien zwischen vier und sechs verschiedene Personen. Ich konnte meinen Nachwuchs beruhigen: Es handele sich um eine einzige Person, aber eben eine besondere. Dass das als befriedigende Erklärung akzeptiert wurde, wage ich allerdings zu bezweifeln.

1994 erschien im Rahmen der „Propyläen Geschichte Deutschlands“ Frieds voluminöser Band „Der Weg in die Geschichte. Der Ursprung Deutschlands bis 1024“, 922 Seiten stark, eingerahmt von zwei Kapiteln unter dem Titel „Was heißt deutsch?“ und „Noch einmal: Was ist deutsch?“. Das Thema des Bandes grundlegender als manch ein anderes, behandelt es doch die ebenso oft traktierte wie offensichtlich nicht verbindlich zu beantwortende Frage danach, wann eigentlich der Beginn der deutschen Geschichte anzusetzen sei, seit wann es ein Eigenbewusstsein der Deutschen gegeben haben möge, kurz: die Frage nach dem Beginn Deutschlands überhaupt. Man muss kein Sachkenner sein, um sofort zu begreifen, dass dieses Thema nicht nur ideologieverdächtiger, sondern eben auch ideologieträchtiger war und ist als die meisten anderen Themen, denen man sich forschend und darstellend zuwenden kann.

Nur: Wie kann man die Strukturen beschreiben, die Personen charakterisieren, die Abläufe rekonstruieren, wo Quellen dünn sind, wo Geschichtsschreibung scheinbar noch parteiischer im Sinne der Sieger ist, wo Lücken in der Überlieferung Aussagen kaum zulassen? Johannes Fried machte es vor: durch den Einsatz einer konstruktiven Phantasie, durch die intensive, in den Augen mancher zu weit gehende Interpretation der wenigen überlieferten Quellen, durch eine Sprache, der es weder an literarischer Qualität noch auch an Suggestion fehlt. Wer Fried gelesen hat, erinnert sich an ganze Absätze aus rhetorischen Fragen.

Das brachte Kritiker auf den Plan und löste eine Kontroverse über die Rechte und Pflichten moderner Geschichtsschreibung aus. Über Jahre ging ein zunehmend deutlich geführter Streit zwischen Frieds Kritikern und dem Autor selbst durch die wissenschaftlichen Zeitschriften. Auch die Tatsache, dass der durch den Bundespräsidenten verliehene „Preis des Historischen Kollegs“ in München genau dieses Werks wegen Johannes Fried verliehen wurde, tat der Intensität der Auseinandersetzung keinerlei Abbruch. Fried – das zeigte sich hier und zeigt sich bis heute – ist ein vehementer Verteidiger seiner eigenen Werke gegen Kritiker. Er scheut vor keinem Streit zurück, weil die darin berührten Fragen im Allgemeinen

Fragen an die Geschichte als Wissenschaft im Allgemeinen sind. Und selbst seine schärfsten Kritiker müssen zugestehen, dass die Freude an der Auseinandersetzung die gemeinsame Wissenschaft immer auch ein Stück weiterentwickeln half.

Historische Memorik: Wer wüsste ohne Schwierigkeiten zu definieren, was das sein könne? Seit Jahren hatte Johannes Fried sich – wohlangekündigt und intensiv in Aufsätzen und Vorträgen vorbereitet und sichtbar werdend – mit der Frage beschäftigt, wie das menschliche Gedächtnis eigentlich funktioniere und wie es die eigene Erinnerung eines jeden Individuums umforme, ja bisweilen verforme. Ausgehend von einem bekannt tendenziösen Bericht des Geschichtsschreibers Widukind von Corvey über die Königerhebung Heinrichs I. 919, ein halbes Jahrhundert vor der Niederschrift von Widukinds Werk, stellte Fried die nur scheinbar einfache Frage, was denn ein Zeitgenosse der Jahre um 968 von den Vorgängen 919 noch habe wissen können und – viel mehr noch – habe wissen wollen. Die Antwort war nicht sturer und phantasieloser Konstruktivismus – so wurde das damals eben gesehen, wäre die Antwort der Konstruktivisten –, sondern Johannes Frieds Antwort war die Frage an die Nachbarwissenschaften. Neurowissenschaftler wurden befragt, und auf diese Weise entstand ein anhaltender und noch keineswegs beendeter Dialog des Historikers mit den Naturwissenschaften, dessen erste Zwischenbilanz 2004 unter dem Titel „Der Schleier der Erinnerung“ veröffentlicht wurde. Dass es Fried mit dieser Frage übrigens ernst war, hatte er als Vorsitzender des Historikerverbandes bewiesen, als er den Neuropsychologen Wolf Singer zum Hauptvortrag einlud. Nicht wenige meiner Berufskolleginnen und –kollegen hielten das damals für sakrilegverdächtig.

Aber was folgt aus diesem Dialog? Schriftquellen, mit denen wir Historiker vorzüglich umzugehen gelernt haben, sind in aller Regel Produkte des eigenen Gedächtnisses, mithin in ihrer Verlässlichkeit eben nicht höher anzusiedeln als die menschlichen Gedächtnisleistungen überhaupt. Was aber, wenn wir ein Faktum, ein Datum, irgendeine Nachricht in nur einer einzigen Quelle überliefert finden und nirgendwo sonst? Was, wenn sich Datierungen auf Berichte gründen, die im Abstand von 30, 40, 50 oder gar noch mehr Jahren zum Ereignis niedergeschrieben wurden? Was, wenn Präzision einer Art geboten wird, die neurowissenschaftlich so gut wie unmöglich zu sein scheint? Was, wenn wir bösartig die Einsicht in die Tatsache verweigern, schon unsere Wahrnehmung selber setze der Erkenntnis Grenzen? Frieds „Schleier der Erinnerung“ richtet den Blick auf die erkenntnistheoretisch wie erkenntnispraktisch uneingestandenen, bisweilen höchst problematischen Voraussetzungen unserer Arbeit.

Natürlich blieb auch dieser Band Frieds nicht vom Streit ausgenommen: Bedarf es einer eigenen „Memorik“, um zu verstehen, was gemeint ist? So fragten Kritiker. Fried legte nach: Der ebenso berühmte wie in manchen Details offensichtlich „frag-würdige“, also des Nachfragens würdige Canossagang König Heinrichs IV. 1077 bot ihm dazu Gelegenheit. Unschärfen der Erinnerung mochten den

Geschichtsschreibern miteinander unvereinbare Versionen des Geschehens gewissermaßen in die Federn diktiert haben. Und überhaupt, so Frieds These, letzthin 2012 noch einmal zugespitzt und im Titel bereits erkennbar, sei Canossa eine „Legende“, die man entlarven könne, kein Unterwerfungsakt, sondern ein minutiös vorbereiteter und ausgehandelter Vertrag. Der Untertitel von Frieds Buch: „Eine Streitschrift“. Zum Streiten in der Wissenschaft sei auf das bereits Gesagte verwiesen. Es tut der Mittelalterforschung gut, von einem Kollegen dieses Formats wiederholt herausgefordert zu werden.

Und endlich: Karl der Große. 2014 Gegenstand von europaweitem Gedenken an seinen 1200. Todestag. Frieds Biographie erschien 2013 und steht derzeit in der vierten Auflage. Sie ist die – durchaus vorläufige – Summe dessen, was wir zum Leben Karls des Großen zu sagen heute imstande sind. In der Tradition der angelsächsischen Biographien mit dem üblichen Untertitel „His Life and Times“ gibt unser diesjähriger Preisträger ein groß angelegtes Bild der Zeit, in der Karl der Große lebte und wirkte. Immer wieder, Seite für Seite, greift er auf eine kaum mehr überschaubare Forschungsliteratur zurück, an der manche schon verzweifelt sind. „Wann verlor Karl der Große seinen ersten Zahn?“ – Alles Mögliche wurde dutzendweise an Fragen erprobt und beantwortet, nur dieses eben nicht. Warum man das wissen sollte? Weil Karls Geburtsjahr eben lange Zeit nicht feststand, sondern diskutiert wurde. Hinter das allgemein Diskutierte, manchmal auch allgemein Akzeptierte zurückzugehen, es im wahren Sinne des Wortes zu „hinter-fragen“, das war Frieds Stärke schon vorher und das ist seine Stärke in diesem Band noch einmal ganz besonders.

Und wer die Fähigkeit noch nicht verloren hat, sich jenseits aller Professionalität beeindrucken und mitnehmen zu lassen von literarischen Schilderungen auf ungemein fester Grundlage von Fakten, der lese, was Johannes Fried über den alternenden Kaiser schreibt: Von Zweifeln zergrübelt, gegenüber dem Erfolg seiner Herrschaft skeptisch geworden, seines eigenen Seelenheils zunehmend ungewiss, herrscht der Kaiser, indem er predigt. Seine Gesetze, die Kapitularien, gewinnen an theologischer Substanz, schärfen ein, was dem Frieden der Seelen zuträglich sein möchte, und sind eher moralische Ermahnungen denn Gesetzestexte im modernen Sinne. Der alte Mann, der der Kaiser mittlerweile geworden ist, ist der Verzweiflung nahe.

Mit diesen knappen Vorstellungen von Themenkomplexen muss es in dieser Laudatio genügen, die bei Lichte besehen eine Einladung zum Lesen ist. Und die so vieles verschwiegen, verschweigen musste. Denn immerhin gibt es auch ein Werk, das ganz schlicht „Das Mittelalter“ heißt und dessen in meinen Augen zentrales Kapitel den scheinbar so unmitttelalterlichen Titel „Das Licht der Vernunft“ trägt. Denn auch das war, wie Fried zeigt, das Mittelalter: ein Zeitalter unermesslicher Ausweitung des Wissens und der Anwendung der Vernunft.

Die Laudatio gilt einem Kollegen, der mehr als die meisten von uns das Mittelalter in seiner Fremdheit ernstnimmt, der uns intellektuell beim Verständnis

dieses Jahrtausends herausfordert und verblüfft, der einen weiten, immer wieder staunenswerten Horizont besitzt und darüber ganz selbstverständlich verfügt, der den Streit der Meinungen als unabdingbaren Bestandteil wissenschaftlichen Fortschritts für selbstverständlich hält und der über ungemeine literarische Qualitäten verfügt. Zum vierten Male verleiht die Braunschweigische Wissenschaftliche Gesellschaft ihre Gauß-Medaille einem Historiker des Mittelalters: Nach Arno Borst, nach Josef Fleckenstein, nach Arnold Esch nun an Johannes Fried. Wir sind dankbar, dass Sie uns durch die Annahme dieser Ehrung auszeichnen.

Johannes Fried's in der Laudatio erwähnte Werke sind diese:

Die Entstehung des Juristenstandes im 12. Jahrhundert. Zur sozialen Stellung und politischen Bedeutung gelehrten Juristen in Bologna und Modena, Köln (u.a.): Böhlau Verlag 1974.

Der päpstliche Schutz für Laienfürsten. Die politische Geschichte des päpstlichen Schutzprivilegs für Laien (11.-13. Jh.), Heidelberg: Carl Winter Universitätsverlag 1980.

Der Weg in die Geschichte. Der Ursprung Deutschlands bis 1024 (Propyläen Geschichte Deutschlands 1), Berlin: Propyläen Verlag 1994. Veränderte Neuauflage unter dem Titel: Die Anfänge der Deutschen. Der Weg in die Geschichte, Berlin: Propyläen Verlag 2015.

Der Schleier der Erinnerung. Grundzüge einer historischen Memorik, München: C.H. Beck 2004.

Canossa. Entlarvung einer Legende. Eine Streitschrift, Berlin: Akademie Verlag 2012.

Karl der Große. Gewalt und Glabe, München: C.H. Beck. 4. Auflage 2014.

Das Mittelalter. Geschichte und Kultur, München: C.H. Beck 2008.